

Sexy Marginalized: Die Hochkultur im Widerspruch

Julia Vorkefeld

Intersektionalität im Kulturbetrieb ist ein notwendiger Diskurs in den Kulturinstitutionen. Ableism, Sexismus und Diversity sind die derzeitigen Themen in der Kultur, egal ob nun Pop-, Club- oder Hochkultur. Aber wie sieht es innerhalb dieser Machtstrukturen der Kulturinstitutionen aus? Diskriminierung nach Innen erleben und intersektionale, inklusive Diversity nach Außen predigen. Ein Text über die Ambivalenzen in der Hochkultur.

In der Kulturgeschichte be_hinderter Körper ist der Körper in die *schuldige und unschuldige körperliche Deformation* unterteilt. Ähnliche Narrative gibt es immer noch in der Kunst. Narrative von Ekel, Fremdheit, Bedrohung und Hässlichkeit im Spannungsfeld zwischen Faszination und Abstoßung. Die Faszination über den Anderen. Dabei spielt keine Rolle, ob nun queerer oder be_hinderter Körper: Marginalisierte Randgruppen sind derzeit sexy und hip in der westlichen Kulturproduktion und in den Kulturinstitutionen.

Die neoliberale Kulturproduktion ist schnell in der Aufnahme, Verwertung und Vermarktung von gesellschaftlichen Veränderungen und Erneuerungen, davon ist die Hochkultur nicht ausgeschlossen. Aber wie weit gehen diese gesellschaftlichen Diskurse wirklich in die Strukturen ein? Aus medialer Wahrnehmung heraus erreichen die »neuen« Diskurse aus den aktivistischen Subkulturen zuerst die freien Theaterproduktionen

und Galerien, dann die etablierten Stadttheater und zuletzt Opernhäusern und Orchester. An dieser Entwicklung ist eigentlich nichts auszusetzen. Ganz im Gegenteil ist das ein notwendiger Prozess, wäre da nicht eine große Kluft zwischen Außen und Innen, zwischen Oberfläche und innerer Struktur, zwischen Protagam und tatsächlichen Arbeitsrealitäten. Seit 2017 gibt es das Diversity Arts Project Berlin, ein von der Berliner Kulturpolitik eingerichtetes Projektbüro, welches bei der Umstrukturierung der Kulturinstitutionen (Museum, Theater, Oper usw.) in diverse und inklusive Orte berät. Sandrine Micossé-Aikins, eine Mitarbeiterin, beschreibt es genauer:

Man kann den Grund in der Geschichte des Kulturbetriebes suchen oder wie unser Kulturverständnis überhaupt zustande kommt. Das ist ein bürgerliches Abgrenzungstool. Schon immer gewesen. Das heißt diese Hierarchien, die eingebaut sind, die sind da nicht zufällig. Das sind sehr steile Hierarchien, wie Entscheidungen getroffen werden und wie die Arbeitsverhältnisse sich unterscheiden von Leuten, die ganz oben in der Hierarchie sitzen und denen die ganz unten sind. In solchen Hierarchien ist es ganz schwer, Veränderungen tatsächlich durchzusetzen, weil es von den Leitungen meistens kein Interesse gibt. Das sich da tatsächlich was ändert, das würde Machtverlust bedeuten. Das ist immer etwas, das Menschen in Machtpositionen in der Regel versuchen zu verhindern. Dass sie Macht abgeben müssen. Und gleich-

Baby Punk. Foto: Abe Hale.



zeitig ist man darauf angewiesen, dass diese Leitungen mitarbeiten an diesen Veränderungsprozessen und deswegen ist das ein Dilemma.

Die Hochkultur grenzt sich ab von der »niederen Kultur«, der Popularkultur. Der Terminus Hochkultur impliziert bereits eine Abgrenzung und damit die Exklusion. Das fängt an mit Elitarismus

Ein hochangesehener Komponist für neue Musik und eine schwarze Performerin sind ein kinky Paar.

und Klassismus an Kunst- und Musikhochschulen: Wirkliche Chancen später im etablierten Kulturbetrieb Fuß zu fassen, haben oft nur Student*innen aus Akademikerfamilien mit entsprechenden Ressourcen. Da gibt es keinen Unterschied, ob nun Film-, Kunst-, Tanz- oder Musikhochschule oder ob ein*e Person aus der sexy Randgruppe als Token auserkoren wird, Karriere zu machen innerhalb des Systems.

Diese Abgrenzungskette findet ihre Zuspitzung im Umgang mit den Rezipient*innen. Kulturinstitution wollen und müssen für das Publikum hip und trendy sein, damit sie relevant bleiben.

Dafür greift der Apparat aktuelle gesellschaftliche Diskurse auf. Diversität und Inklusion wird sich natürlich gerne dick auf die Website geschrieben, nur nicht in leichter Sprache oder mit Informationen zur Barrierefreiheit. Im Innern herrschen die gleichen verstaubten Hierarchien und Machtmechanismen wie vorher. Ähnliche Problematiken gelten auch für Schreiberlinge, als Autor*in im Kulturjournalismus ist die Konkurrenz groß und die Bezahlung schlecht, wer da nicht schnell und ohne Rechtschreibfehler liefert, hat es schwer. Die Medien berichten zwar gerne über Diversity und Inklusion, aber in den Kulturredaktionen findet sich wohl selten jemand mit

einer körperlichen oder mentalen Be_hinderung, wie Legasthenie. Ein*e Autor*in, die Fehler macht oder mehr Zeit braucht ist schlecht für den kapitalistischen Medienbetrieb. Sogar alt hergebrachte Rollenbilder sind noch salonfähig. Und nicht zu vergessen, dass Pay-Gaps immer noch normal sind. Nur weil die Themen Ableismus, Rassismus und Queer in den Kulturapparaten nach außen hin

verhandelt werden bzw. gepredigt werden und ab und zu ein Quoten-PoC oder be_hinderte Person auf der Bühne eines Stadttheaters zu sehen ist, heißt das noch lange nicht, dass der Kulturbetrieb sich nach innen wirklich umstrukturiert: Also, dass nicht nur weißen männlichen Cis-Kollegen eine Chance gegeben wird zu arbeiten und sich künstlerisch zu entfalten.

Die südafrikanische Performerin Laura Lulika hat in der britischen Stadt Brighton Tanz und Visual Arts studiert und musste aufgrund einer chronischen Krankheit ihre Karriere als Tänzerin aufgeben und hat ihr künstlerisches Schaffen ihrer Krankheit angepasst. Sie performt nun in dem queerem Crip-Kollektiv Sickness Affinity Group. Sie erzählt:

I think from my experience the bigger the institutions and the more funding they have actually the less accessible they are and the more disorganised they are. And I had that experience here in Germany and also in the UK. It really makes me want to continue working with more DIY-groups and more DIY-spaces, in spaces which are more queer and more punk and to work less with institutions that just want to use my sexy marginalisation to appear diversers.

In der klassischen Musik, insbesondere in Deutschland, geht der Wandel noch langsamer vonstatten, als in den restlichen Kulturinstitutionen. Frauen als Dirigent*innen gibt es kaum, PoC ist sowieso selten und körperbe_hinderte Musiker*innen im Orchester sind eine Rarität. Natürlich gibt es internationale Gegenbeispiele wie

Die Kulturschaffenden denken, sie machen schon »so viel und sie seien so weltoffen«, weil sie ja eben Kulturschaffende, Künstler*innen sind.

das British Paraorchester, die damit werben, dass Orchester für das 21. Jahrhundert neu zu erfinden. Doch das ist noch eine Randerscheinung und kein etablierter Standard.

Im Frühjahr erschien die Dokumentation *The Artist And The Pervert*, ein Film, der sehr deutlich die berufliche und künstlerische Kluft zwischen Mann und Frau, zwischen Weiß und Schwarz thematisiert, welche Privilegien weiße Künstler im Gegensatz zu schwarzen genießen. Die beiden Hauptakteure: Ein hochangesehener Komponist für neue Musik und eine schwarze Performerin sind ein kinky Paar. Ein Paar, welches mit ihrer außergewöhnlichen Beziehung, nach westlichen heteronormativen Standards und Diskurse anstößt: Rassismus, Polygamie, Antisemitismus und Feminismus. Ein später Diskurs in einer Nische der Klassik, die vor allem weiß dominiert ist. Die neue Musik ist eine Nische, die ohnehin von der Klassik als wilder experimenteller Raum angesehen wird, als Artsy Fartsy. Ob da diese Debatten von den etwas langsamen Institutionen Oper und Philharmonie überhaupt ernst genommen wird, wird sich noch zeigen. Viel eher ist zu erwarten, dass es wieder nur eine *faszinierende* Randerscheinung bleibt.

Die Häuser selbst sind behäbig, allein schon architektonisch, aber auch in der Aufführungspraxis

für die Rezipienten, inklusive Räume zu schaffen. Caroline Huth vom Diversity Arts Projektbüro ist im Team für den Arbeitsschwerpunkt Dis_abilität zuständig. Sie sorgt sich das der Begriff Inklusion in den Kulturbetrieben zu kurz gedacht wird:

Ich hoffe, dass sich dieser Prozess nicht nur auf Barrierefreiheit reduziert. Barrierefreiheit ist für mich nicht gleich ein diskriminierungskritischer, inklusiver Kulturbetrieb. Das wird oft auf diese physische Ebene von »Wir haben jetzt die Rampe angebaut und damit sind wir inklusiv.« gebracht. Da sollten wir nicht stehen bleiben. Das finde ich total wichtig, dass das ganzheitlich gedacht wird, durch alle Ebenen hindurch und auch nicht nur auf die Rezipienten von Kunst und Kultur ausgelagert wird.

Hinsichtlich Be_hinderung besteht in der Gesellschaft noch allgemein ein defizitorientiertes Verständnis. Die Schreibweise Be_hinderung ist von der Crip-Community absichtlich gewählt, da die be_hinderte Person von der Gesellschaft behindert wird und nicht anders herum. Die Gesellschaft selbst erzeugt die Kluft zwischen der be_hinderten Person und der Integration in die Gesellschaft. Be_hinderung an sich wird noch nicht als soziale Bewegung wahrgenommen – obwohl sich daraus eine Kultur der Behinderung ableiten lässt. Dafür muss aber erst ein Bewusstsein geschaffen werden; eine weitere der vielen Aufgaben des Diversity Arts-Büro. Das Büro kümmert sich, neben der Bildungsarbeit und dem Strukturwandel durch Personalpolitik auch um Weiterbildungen

und Empowerment. Caroline Huth formuliert es folgendermaßen:

Diese Kategorien, mit denen wir hier arbeiten, beziehen sich auf das allgemeine Gleichbehandlungsgesetz. In den letzten zwei Jahren haben wir uns einige Bereiche erarbeitet. Dazu gehört einmal der Bereich: Empowerment, also sich darum zu kümmern, was brauchen die Personen, die von Diskriminierung betroffen sind im Kulturbetrieb. Da geht es ganz viel um Qualifizierung und Weiterbildung. Die Dinge aufzufangen oder zur Verfügung zu stellen, die Menschen, die den Zugang zum Arbeitsmarkt im Kulturbetrieb nicht bekommen. Diese Qualifizierung anderweitig zu ermöglichen, um diesen zu erleichtern, Fuß zu fassen – oder manchmal sind das auch einfach nur Coping-Strategien, wie gehe ich damit um, wenn ich mit Diskriminierung konfrontiert bin im Arbeitsleben? Was sind eigentlich meine Rechte, wo kann ich mich hinwenden usw. Also ein Fundament schaffen für all diejenigen, die mit Diskriminierung zu kämpfen haben im Arbeits-Alltag und wie sie damit besser umgehen können – solange es eben so ist, wie es ist. Das wird sich jetzt nicht so schnell verändern.

Das ist eine nicht gerade optimistische Prognose eines Projektbüros, welches gerade für den Strukturwandel innerhalb der Kultur kämpft. Das Bewusstsein ist zwar partiell da, aber die Umsetzung schwächelt noch auf vielen Ebenen. Predigen ist einfach, Image ist alles, aber wirklich was ändern, das erfordert schon einiges mehr. Die in Berlin lebende Künstlerin und Musikerin Laura Lulika, auch unter dem Pseudonym Baby Punk bekannt, beschreibt ihre Sichtweise im Gespräch mehr als pragmatisch:

There is a lot of art institutions and galleries and creative organisations that want to work with marginalised artists that want to work with crip artists so that

they can appeal very diverse. But at the same time they don't actually want to take any care of that person's access, needs or give them the support which they need to make for the work they want to create. So, I think it will take a lot of work and that this work needs to be changed, which is systemic and not on a surface level.

Diese Ambivalenz liegt vor allem an mangelnder und schwacher Selbstreflektion des Kulturbetriebs. In der eurozentrischen Auffassung über Kunst und Kultur ist der Glaube tiefverwurzelt, dass die Kultur schon weltoffen und tolerant ist. Das ist ein feststehender Glaubenssatz innerhalb der Strukturen. Das macht die Arbeit des Diversity Arts Projektbüro auch so schwer, da die Kulturschaffenden denken, sie machen schon »so viel und sie seien so weltoffen«, weil sie ja eben Kulturschaffende, Künstler*innen sind. Es ist also noch ein steiniger Weg bis die Predigt von Diversity, Emanzipation und Inklusion, soweit Inklusion möglich ist, auch wirklich strukturelle Realität wird. Da haben wir alle als aktive Kulturarbeiter*innen noch viel zu tun. Das Hinterfragen der eigenen Privilegien ist harte Arbeit und das Eingeständnis schmerzhaft für das Ego, das einige oder vielleicht man selbst, der/die welche hat, umso schwerer. Gerade im Ego-Wettbewerb der Kultur. Es erfordert Arbeit, an Andere zu denken und ihre Perspektive mitzudenken oder im Bewusstsein dessen die sogenannte Awareness zu entwickeln – besonders für erfolgreiche Kulturschaffende. Wer die Personen in den Machtpositionen sind, die sich Ideen aneignen können, z.B. Diskurse, die jahrelang aktivistisch erkämpft, gelebt und erarbeitet worden sind, und sie dann für sich selbst verwerfen und auf bestimmte Art und Weise ausbeuten, solange bis etwas Anderes, Neues kommt – ohne wirklich Interesse daran zu zeigen, etwas innerhalb der Machtstruktur zu verändern. Da muss häufig erst die Politik kommen, einschreiten und

Diversity und Inklusion verordnen. Es könnte jetzt noch drei Seiten so weiter gehen mit meiner Predigt über doppelbödige Standards in diesem Metier, aber dieser Text soll hier ohne den Zeigefinger enden, sondern nur mit einem Appell an das Bewusstsein für das Innen und Außen und den Wunsch, dass mehr Projekte wie Disability Affinity Group oder das Diversity Arts Projekt entstehen und diese engagierten Kulturarbeiter*innen auch in Zukunft weiter arbeiten können mit angemessener Bezahlung und entsprechenden Credits.

Danken möchte ich allen Aktivist*innen, die unermüdlich für mehr Diversity und Inklusion in der Kultur arbeiten.

Julia Vorkefeld macht ihr *Positionen*-Debüt. Sie schreibt freiberuflich über queere Kultur für Siegesssäule, Lmag und den Bayerischen Rundfunk. Außerdem führt sie Regie für das essayistische Radio-Format Nachtstudio des BR2. Hier interessieren sie Subkulturen, Szenen und Anthropologie mit philosophisch-popkultureller Perspektive.